

Dr. Carla Wesselmann: „Von unsichtbaren Bergen, normalitätsorientierten Fallstricken und Wandern über Grenzen“ – Biografische und figurationstheoretische Perspektiven auf Hörbehinderung, Ertaubung und Teilhabe

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 17.06.2013

Liebe Anwesende,

als Erstes möchte ich mich beim Team vom ZeDiS für die Einladung, hier einen Vortrag zu halten, herzlich bedanken! Ich beginne mit einer kurzen persönlichen Vorstellung, dem folgt ein Einstieg, und danach stelle ich Ihnen die Gliederung des weiteren Vortrages vor. Voraussichtlich werde ich insgesamt 45 – 50 Minuten sprechen, längeres Zuhören ist für alle – so meine Erfahrung – zu viel des Guten!

Anschließend hoffe ich, dass wir miteinander in eine fruchtbare Diskussion kommen. Verständnisfragen während des Vortrages sind jederzeit willkommen, für mich gibt es keine dummen Fragen, sondern nach meinen Lehr- und Lernerfahrungen helfen sie uns beim wechselseitigen Sichverstehen, einem ohnehin sehr voraussetzungsvollen Prozess, den wir im Alltag eher unhinterfragt irgendwie zu meistern suchen, anstatt ihn analytisch zu untersuchen.

Ich, Carla Wesselmann, bin von Geburt an hörgeschädigt, rechts mit Ohrmuschel und taub, links ohne Ohrmuschel mit künstlichem Gehörgang, hochgradig schwerhörig, Trägerin eines nicht verankerten Knochenleitungshörgerätes und seit 2007 in einem fühlbaren Prozess der Ertaubung. Als freiberufliche Dozentin und Wissenschaftlerin der Sozialen Arbeit arbeite und lebe ich in Berlin. Seit 2010 arbeite ich, insbesondere in der Lehre, mit Schriftdolmetscherinnen. Meine ersten Streifzüge im Feld der Disability Studies begannen erst im Kontext meines progredient verlaufenden Hörverlustes, der mich aus der langjährig erkämpften kommunikativen „Normalität“ katapultierte. Im Kontext meiner Streifzüge nahm ich an der mich sehr inspirierenden Tagung „Ein Lehrhaus für Alle“ teil und nutze die im ZeDiS gehaltenen Vorträge für eigene Lern-, Lehr- und Studienzwecke. Und es ist nun wohl an der Zeit, den über Jahre hier angewachsenen Wissenskorporus mit eigenen Gedanken und Perspektiven zu ergänzen.

1. Einstieg

Es geht heute um die Dimensionen des Hörens und der Teilhabe. Hörenkönnen gilt in der Mehrheitsgesellschaft als Voraussetzung für den Erwerb und das Nutzenkönnen der Lautsprache. Sie zu sprechen wird als Norm angesehen, so die gehörlose Katja Fischer im Interview mit Ulrich Steilen, veröffentlicht am 13.06.2013 im Blog der Aktion Mensch anlässlich der ersten Demonstration „Gebärdensprache macht stark!“ vor drei Tagen in Berlin. Sprache wird damit zum Grenzmarkierer, zum Medium durch das Dominanzverhalten wirken kann (vgl. Homann/Bruhn 2007:6).

Aus meiner Perspektive als eine in der Lautsprache Sozialisierte Ertaubende stellt sich die Frage: Was geschieht, salopp gesprochen, wenn mitten in einem Gespräch der Ton ausfällt, weil sich das Hörgerät ausklinkt, die menschlichen Soundkarten – meine Metapher für Audiogramme –, die mit sehr tief liegenden Kurven ausgestattet sind, und ich mit meinem Gegenüber nicht mehr unhinterfragt und selbstverständlich (weiter) kommunizieren kann, wie auch er/sie nicht mehr mit mir?

Solche Unterbrechungen der kommunikativen Routinen habe nicht nur ich öfters erlebt. Sie jedoch nur auf ein lästiges Versagen der Technik zu reduzieren, würde bedeuten, das in jeder Krise liegende Potenzial zu verschenken. Krise wird hierbei nicht – wie angenommen werden könnte – sozialpsychologisch verstanden, also als eine, die es unbedingt zu bewältigen gilt. Nein – in meinem Sprachgebrauch und Verständnis von Krise beziehe ich mich auf die Ausführungen von Ulrich Oevermann, einem in Frankfurt am Main lehrenden Soziologen und Begründer der Objektiven Hermeneutik. Er konzeptualisiert Krise als Entscheidungssituation, also als Moment, in welchem in einer sozialen Situation – objektiv betrachtet – verschiedene Handlungsmöglichkeiten bestehen. Die in dieser Situation befindlichen Akteurinnen und Akteure wählen eine Option unter mehreren aus (Oevermann 2000:131f.).

Im oben dargestellten Beispiel könnte die Entscheidung fallen, von der Ebene der Lautsprache auf eine andere Ebene, auf die der Gebärden- oder Schriftsprache zu wechseln. Im Gedankenspiel gehen wir mal davon aus, dass dies für beide im Gespräch Beteiligten eine realisierbare Option der Verständigung darstellt. Krise repräsentiert – darauf kommt es an – in diesem Verständnis den Normalfall (ebd.), der laufend eintreten kann. Wir alle kennen ihn. Er, der Normalfall, zeichnet sich dadurch aus, dass eine neu eingetretene Situation ein anderes als das bisherige Handeln erfordert.

Routinierte Handlungen, wozu auch der oben dargestellte kommunikative lautsprachlich geführte Verständigungsprozess bis zu seiner Unterbrechung gehört, sind – knapp ausgedrückt – typisierte Lösungen, die zuvor gefunden wurden, wenn einer von beiden weniger hört als sein/ihr Gegenüber, der/die der „normal“ hörenden Mehrheitsgesell-

schaft angehört. Der/die Hörgeräteträger_in wird mittels Technik theoretisch und praktisch mehr oder weniger gut in die Lage versetzt, einem kommunikativen Prozess in der Lautsprache zu folgen und ihn mit zu führen. Darauf plötzlich ohne Ankündigung verzichten zu müssen, stellt beide vor die Wahl, die als Zwang empfunden werden kann, miteinander die Situation neu zu definieren und anders zu gestalten. Über kurz oder lang ist also eine Entscheidung herbeizuführen, ein anderer Weg zu finden, wie sich weiter miteinander zu verständigen ist.

Dieses Wortpaar Krise/Routine aus den Oevermannschen Überlegungen zu nehmen, dessen hermeneutische Kunstlehre jedoch, das möchte ich auch sagen, eher für eine „Forschung über uns statt mit uns“ steht, in den Kontext ablaufender kommunikativer Handlungsprozesse zu stellen, öffnet den Blick für weitere Möglichkeiten jenseits von kommunikativen Machtinteressen, normativen Setzungen und „typischen“ Wertungen, wie „*Oh, wie lösen wir nun dieses ‚PROBLEM‘ des ausfallenden Hörgerätes*“ zu denken und danach zu handeln. Die Technik als dritte Akteurin im Bunde zwischen „Anders- und Normalhörenden“, ihr Einfluss, ihre Funktion, Rolle und Wirkung in kommunikativen Prozessen zu untersuchen, ist ein noch zu explorierendes Forschungsfeld.

Den Begriff „andershörend“ verdanke ich im Übrigen der gleichnamigen, leider schwer lesbaren, aber lesenswerten Publikation von Anja Kittlitz (2012). „Andershörend“ ist die von ihr in der Studie angetroffene Selbstbezeichnung der von ihr interviewten von Schwerhörigkeit betroffenen Menschen.

Doch zurück zum Beispiel. Es geht mir also nicht darum, dass das Krisenmanagement nun so aussieht, dass der/die Andershörende im Finden von sozialpsychologischen Coping- bzw. Bewältigungsstrategien zu fördern wäre, die ihm/ihr einen souveränen Umgang mit Technikausfall ermöglichen, wobei das durchaus für das Stressmanagement nützlich sein kann, oder beim Praktizieren von Mundabsehen das Trainieren von spezifischen Hör- und Gesprächstaktiken zu unterstützen wäre – auch das kann durchaus sinnvoll und entlastend sein –, sondern diese Ebene, die Schädigung nur defizitär, funktionsbeeinträchtigt und individualisierend betrachtet, zu verlassen. Und sich jenseits der klassischen Problembewertungs- und Lösungsstrategien grundlegend zu fragen: Welche Chancen lassen sich aus dieser Situation für uns alle gewinnen?

Hören und (Laut-)Sprache können kommunikative subtile und – so meine These – oft auch nicht wahrgenommene Machtquellen darstellen und wesentlich auf Teilhabeprozesse wirken. Durch die Sprache drücken wir Menschen nicht nur unsere eigenen gegenwärtigen Wahrnehmungen, Gedanken und Deutungen aus, die von unseren jeweiligen Erlebnissen und Erfahrungen unserer Vergangenheit bestimmt sind, sondern zugleich sind in ihr auch die überlieferten Wahrnehmungen, Gedanken und Deutungen unserer Vorfahren, der Generationen vor uns eingeschrieben (vgl. Reichertz 2009: 244).

Wenn wir uns das Bild der ersten Hörhilfe vergegenwärtigen, dann entsteht meist das Bild einer alten Frau oder eines alten Mannes in sitzender Position mit einem oft sehr groß gezeichneten Hörrohr, die sich bemühen zu hören. Sehen wir sie auch in einer aktiven Rolle und sprechend?

Hinzu kommen die Diskurse in einer Gesellschaft, also vereinfacht ausgedrückt, wer beziehungsweise welche gesellschaftlichen Interessengruppen mitzubestimmen suchen, was zu welchen Themen – im vorliegenden Fall zu Hörschädigung/Hörbehinderung und Teilhabe – gedacht, gesagt oder auch tabuisiert wird. Es geht also auch darum, welche Diagnosen und Einschätzungen von welchen gesellschaftlichen Gruppierungen getroffen werden, wer aufgrund welcher Maßstäbe oder/und Normen definieren darf, wer „normal“ ist und wer nicht dazugehört. So entstehen gesellschaftliche Vorstellungen zu Normalität, die wir im Sozialisationsverlauf verinnerlichen und auf diese Weise sowohl zu ihrer Verfestigung als auch zu Veränderungen beitragen können.

Wissenschaftstheoretisch zusammengefasst beziehe ich mich in meinem Vortrag auf ein wissenssoziologisches Diskursverständnis (vgl. Keller 2001) und meine damit die Praxis und Prozesse der gesellschaftlich sich konstituierenden und interaktiv hergestellten Wissensproduktion zu Hören und Sprache im Kontext von Hörschädigung/ Hörbehinderung sowie die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse auf uns alle. Und bezogen auf das eingangs skizzierte Beispiel des ausfallenden Hörgerätes fließen beim Versuch des Umgangs damit neben individuellen auch gesellschaftliche konstituierte Wissensbestände ein.

Entlang der soziologischen Konzepte der Biografie und der Figuration wird nun gefragt, wie sich kommunikative (Verständigungs-)Prozesse in den Beziehungsverflechtungen mit der „normal hörenden“ Mehrheitsgesellschaft realisieren, und was kann/hat sie, die Mehrheitsgesellschaft, daraus (zu) lernen? Hören und Sprache – so meine These – sind kommunikative Machtquellen, die Teilhabeprozesse rahmen, behindern oder befördern.

Mein Vortrag geht nun weiter entlang folgender Punkte:

2. Begriffliche Präzisierungen
3. Theoretische Anmerkung zum Konzept der Biografie
4. Biografischer Paradigmenwechsel von der Integration Richtung Inklusion
5. Etablierte und Außenseiter – zum Elias'schen Konzept der Figuration
6. Figurationen Hörende – Schwerhörige – Gehörlose: Dilemmata und Chancen

2. Begriffliche Präzisierungen

Doch zunächst möchte ich einige begriffliche Präzisierungen vornehmen. Zum Kreis derer, die von einer partiellen oder ganzen „Hörschädigung“ betroffen sind, rechne ich auch diejenigen, die kein Hörgerät nutzen oder/und von einem Tinnitus oder von einem degenerativen Verschleiß ihres Gehörs betroffen sind. Des Weiteren zähle ich dazu alle Menschen, die schwerhörig, ertaubt, gehörlos oder und Träger_in von (knochenverankerten) Hörsystemen oder von Cochlea-Implantaten sind.

Die von mir soeben benutzte Schreibweise mit dem Unterstrich zwischen der „männlichen“ und der „weiblichen“ Endung von Träger_in soll Raum für all diejenigen schaffen, die sich weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zuordnen möchten.

Anhand meiner Erläuterung zum Entstehen von gesellschaftlichen Wissensbeständen sollte auch deutlich werden, dass ich (Hör-)Behinderung nicht als Defizit eines Menschen, sondern als eine gesellschaftlich hergestellte (Wissens-)Konstruktion verstehe, die im Wandel der Zeit einen Bedeutungswandel erfährt. Selbiges gilt auch für Hörschädigung, die im sozialen Modell von Behinderung für viele als etwas von der Natur Gegebenes gesehen wurde beziehungsweise die damit verbundenen Dimensionen des körperlichen Erlebens oft tabuisiert wurden (vgl. Thomas 2004). Damit einher geht eine dichotome Trennung zwischen Natur und Kultur, doch auch dazwischen gibt es sich wechselseitig beeinflussende Zusammenhänge. Auf den Punkt gebracht wird es in einem recht bekannten Zitat von Anne Waldschmidt:

„Aus einer theoretisch differenzierten Sicht muss nicht nur Behinderung, sondern auch die Schädigungsebene als gesellschaftlich hergestellt begriffen werden. Die medizinischen Kategorien, die im Rahmen des individuellen Modells [von Behinderung, C. W.] für die 'impairment' genannten körperlichen Merkmale benutzt werden, sind nicht ahistorische und gesellschaftsneutrale Gegebenheiten, naturwissenschaftliche oder gar 'natürliche' Tatsachen, sondern sie haben – wie Behinderung – ebenfalls ihre Geschichte, ihre kulturelle Bedeutung und ihre sozialen Konstruktionsmodi.“ (Waldschmidt 2005: 22)

Anne Waldschmidt weist in demselben Aufsatz auf das von Swain & French 2000 entworfene affirmative Modell von Behinderung hin. Eine spannende Perspektive, Behinderung als produktive Erfahrung und als ein Bestandteil von kultureller Identität wahrzunehmen und zu repräsentieren.

Nun stelle ich Ihnen kurz das Konzept der Biografie vor:

3. Theoretische Anmerkung zum Konzept der Biografie

Biografien sind Selbstbeschreibungen des Lebens. Sie sind Geschichten über das Leben, in der der/die Erzähler_in, wie ich im nächsten Abschnitt, sein/ihr erlebtes Leben in eine sinnstiftende Ordnung bringt. Diese Selbstbeschreibungen sind als komplexe Handlungen und Konstruktionen zu verstehen (vgl. u. a. Dausien, u. a. 1996: 572-579). Denn in ihnen treten Aspekte gesellschaftlich vermittelter Erfahrungen, Handlungen und Strukturen zutage (vgl. Fischer/Kohli 1987: 31). Besonders deutlich wird dies im Zitat von dem Erziehungswissenschaftler Peter Alheit:

„(...) soziale Strukturen, die uns auferlegt sind und denen wir nur begrenzt >>entkommen<< können, doch zugleich ist sie [die Biografie, C. W.] etwas, was wir selbst gestalten, verändern, >>machen<<. Biografie ist ganz konkret Gesellschaftlichkeit und Subjektivität in einem.“ (Alheit 1995: 88)

Das in der Erziehungswissenschaft und Soziologie sehr prominente Konzept der Biografie geht also vom handelnden Subjekt aus. Es wirkt einer dualistischen Betrachtungsweise zwischen Individuum und Gesellschaft sowie zwischen Struktur und Handlung entgegen und ist damit auch eines der Erkenntnisinstrumente, das in den Arbeiten der Disability Studies eingesetzt wird. Auf diesem sehr kondensiert und knapp dargestellten theoretischen Fundament stelle ich Ihnen nun entlang meiner Geschichte den biografischen Paradigmenwechsel von der Integration Richtung Inklusion vor.

4. Biografischer Paradigmenwechsel von der Integration Richtung Inklusion

„Von unsichtbaren Bergen, normalitätsorientierten Fallstricken und Wandern über Grenzen“

Als Contergan- und Grünenthalopfer¹ wuchs ich in einer Zeit auf, in der das Menschenbild, nicht nur unterschwellig, noch von der nationalsozialistischen Ideologie des Dritten Reiches mitbestimmt war. Wer nicht hörte oder einfach weniger gut hörte als erwartet, war blöd – das bekam ich von den anderen Kindern im Kindergarten, aber auch von

¹ Grünenthal ist die Herstellerfirma von Contergan, ein noch heute prosperierendes Unternehmen, das zum Firmenkonsortium der Familie Wirtz gehört. Grünenthal hat im so genannten Conterganskandal keine Entschädigungen nach heutigen zivilrechtlichen Maßstäben zahlen müssen, die Conterganrenten werden aus Steuermitteln gezahlt, der Schaden somit auf dem Rücken der Allgemeinheit sozialisiert.

Erwachsenen vermittelt. So beschloss ich, zwar mit einem Hörgerät ausgestattet, aber nicht immer ausreichend gut damit hörend, trotzdem mit den sogenannten Normalen mitzuhalten. Mit meinem damaligen medizinischen Hörstatus – rechts taub und links hochgradig schwerhörig – stand für meine Eltern die mit mir offen diskutierte Frage, wo ich zur Schule gehen wolle

Zur Wahl im Jahre 1968 stand zunächst entweder eine in einer anderen Stadt gelegene Schule für hörgeschädigte Kinder zu besuchen und in der Woche dort im Internat zu leben, oder in eine an unserem Ort befindliche Schule für körperbehinderte Kinder zu gehen. Denken wir hinsichtlich der Entwicklung von Identität nun an die verführerische „Attraktivität ‚normal‘ zu sein“ (Lüke 2006), wird plausibel, wie es zu meiner Wanderung auf viele unsichtbare Berge kam.

Nach den Erzählungen meiner Eltern bin ich damals wutschnaubend aus dem Raum gelaufen und hätte erst beruhigt werden können, als sie mir versprachen, alles zu versuchen, mich in die Schule einzuschulen, die mein zwei Jahre älterer Bruder bereits besuchte. Ob es klappt, würde außer der Schulreifeuntersuchung noch von dem Ergebnis einer weiteren ärztlichen Untersuchung abhängig sein. Ob ich bereit wäre, dafür auch verschiedene Übungen mitzumachen. Dem muss ich zugestimmt haben, denn die Testergebnisse waren für die örtliche Schulbehörde gut genug, „grünes Licht“ für meine Aufnahme in eine Regelschule zu geben. Die Schulleitung hatte ihre Aufnahmeentscheidung nämlich vom Votum der Schulbehörde abhängig gemacht.

Mit viel Unterstützung durch meine Eltern, die immer neue kreative Lösungen mit meinen Lehrer_innen fanden, beispielsweise, dass ich statt eines Diktates eine Geschichte schreiben durfte, und die mir immer signalisierten *„Du bist super, aber wenn alles zu viel wird, finden wir einen anderen Weg“*, integrierte ich mich vollständig in die Welt der Hörenden.

Erleichtert wurde dies vier Jahre später durch die Sennheiser Mikroport-Anlage, die ich zunächst überhaupt nicht wollte, aber, einmal ausprobiert, so hilfreich fand, dass ich mich darauf einließ, und die zu benutzen die meisten Lehrer bereit waren. Unterstützend waren auch meine Schulfreund_innen und deren Familien, von denen ich mich als Person nicht reduziert auf meine Hörschädigung wahrgenommen fühlte.

Meine Sozialisation bis zum Abitur verlief somit ohne das Kennenlernen anderer von Conger oder/und Hörschädigung betroffener Kinder /Jugendlicher.

Zum Studium der Sozialen Arbeit ging ich nach Berlin, und mithilfe von technisch immer ausgereifteren Hörgeräten ließ ich meine Mikroport-Anlage beiseite und baute auch ohne diese meine kommunikativen Routinen aus. Mit meiner Selbstdefinition **„Ich bin hörgeschädigt, aber nicht behindert“** war ich über 15 Jahre in der resozialisierenden Praxis der Sozialen Arbeit tätig und schloss meine daran anschließende wissenschaftli-

che Forschungstätigkeit mit der Promotion ab. Ich hatte Kontakte zu Menschen, die von Behinderung oder/und chronischer Erkrankung betroffen sind, ohne jedoch mich ihnen zugehörig zu fühlen.

Erst 2007, als ich immer stärker mit dem zur Tatsache gewordenen Gefühl konfrontiert wurde, immer weniger als früher zu hören, was mich wahnsinnig anstrengte, wurde ich aus meiner langjährig erkämpften kommunikativen Normalität in eine biografische Krise katapultiert. Durch die in diese Zeit fallende Ausstrahlung des Spielfilms „Nur eine einzige Tablette“, der die Vergiftung und irreparable Schädigung von Föten durch das Medikament Contergan zu Beginn der 1960er-Jahre thematisierte, kam es retrospektiv betrachtet zu einem Wendepunkt. Bewegt durch diesen Film, nahm ich über das Internet gezielt Kontakt zu anderen Betroffenen auf. Im Austausch mit ihnen und durch die Lektüre der biografie- und diskurstheoretischen Fallstudie von Walburga Freitag zu Contergan (2007) wurde mir klar, dass auch ich jahrzehntelang immer gemäß den normativen Erwartungen funktioniert hatte.

Hörschädigung und Hörbehinderung stehen dabei für alltäglich wiederholte Begrenzungserfahrungen durch das Vorhandensein mannigfaltiger Kommunikations- und Interaktionsbarrieren – und dies trotz immer sich weiterentwickelnder Technik. Doch wie Ulrich Hase (2004) erklärte, „trotz modernster Technik ermöglichen Hörsysteme nicht [per se C.W.] kommunikative Erfolge“. Dieses Wissen ist in unserer Gesellschaft nicht weit verbreitet. Das hat seine Gründe nicht nur in den ausgefeilten Werbestrategien der Hörgeräteindustrie.

Die hier dargestellten Erfahrungen und daraus gezogenen Erkenntnisse fördern meinen biografischen Paradigmenwechsel von der Integration in Richtung Inklusion. Dabei stelle ich immer wieder fest, dass es schwierig ist, sich aus jahrzehntelangen, die Denk- und Handlungsorientierungen wesentlich mitbestimmenden Normalisierungsbestrebungen zu lösen. So versuchte ich beispielsweise lange mit so wenigen Arbeitsassistentenstunden wie möglich auszukommen und sie nur für die Lehre einzusetzen. Erst als ich in den Kommissionen der akademischen Selbstverwaltung alle Konzentration nur für das Zuhören einsetzen musste und mich, weil ich dennoch zu wenig verstand, nicht mehr mit eigenen Beiträgen beteiligen konnte, unternahm ich den Schritt des konsequenten Outings durch deutliche Erhöhung der Arbeitsassistentenstunden. Dies wurde auch befördert von der Angst eines alteingesessenen Deutungsmusters: Wer schlecht hört, nichts sagt, ist dumm.

Daran wird deutlich, wie sich in meinem Bewusstsein jahrzehntelange Normalisierungsbestrebungen, nicht aufzufallen und eine vollständige Leistung zu erbringen, eingenistet hatten. Swantje Köbsell schreibt über dieses Phänomen, „(...) die langjährige Praxis der Aussonderung von Menschen mit Behinderung hat sich in das kollektive Bewusstsein

eingeschrieben“ (Köbsell 2012: 52). Diese empirisch gewonnenen Erfahrungen führen mich zu der These, dass beide Varianten des Umgangs mit dem Phänomen der Behinderung, die Normalisierungs- und die Aussonderungsbestrebungen, als normative Kräfte wirken oder – anders formuliert – subtile Fallstricke jenseits der (binären) Kategorisierung von „behindert“ und „nicht behindert“, von „hörend“, „andershörend“, „gehörlos“ darstellen.

Seit ich meine Arbeit an der Alice-Salomon-Hochschule mit Arbeitsassistenten durch Schriftdolmetscherinnen fortsetze, hat sich – angeregt durch die Perspektiven der Disability Studies – allmählich auch meine Sicht auf mein Hören und auf den Prozess der Ertaubung verändert. Zunehmend sehe ich mich als Repräsentantin eines affirmativen Modells von Behinderung. Das heißt, die Hörbehinderung – diese Bezeichnung, spiegelt für mich deutlicher als die Hörschädigung den Modus des alltäglichen Behindertwerdens wider – als produktive Erfahrung und als ein Bestandteil von kultureller Identität wahrzunehmen und zu repräsentieren.

Hörbehinderung als heuristisches Werkzeug zu nutzen, kommunikative Machtprozesse in unserer Gesellschaft im Kontext von Hören und Sprache zu untersuchen, bekannte und unbekannte kommunikative Barrieren zu entdecken, zu beschreiben und zu analysieren hinsichtlich ihrer Wirkungen auf alle Beteiligten. Eine fortschreitende Ertaubung kann dabei wichtige Hinweise auf die Dimensionen des Hörens und des Audismus geben.

Verallgemeinert ausgedrückt, stehe ich also für den Typus derjenigen, die mit einer „Hörschädigung“ aufwuchsen, sich in die sogenannte hörende Welt integrierten, in ihr studierten, arbeiten und – auch als Ertaubte – sich nicht primär über den Hörstatus definieren, sondern sich ihre soziale Zugehörigkeit bislang in Milieus jenseits der Andershörenden herstellten und erst dabei sind, Ausflüge in die Milieus zu unternehmen, in der die visuelle Sprache „normal“ ist.

Empirisches Wissen zu alltäglichen Bedeutungsdimensionen von Hören und Sprache im Kontext von Hörschädigung sowie empirische Erkenntnisse zu den psychosozialen Folgen von Hörbehinderung und Ertaubung und Bewältigungsstrategien werde ich Ihnen heute nicht vorstellen, zugunsten einer gesellschaftskritischen Perspektive, anhand der Frage, wie sich kommunikative (Verständigungs-)Prozesse in den Beziehungsverflechtungen mit der „normal hörenden“ Mehrheitsgesellschaft realisieren, und was kann/hat sie, die Mehrheitsgesellschaft, daraus (zu) lernen?

5. Etablierte und Außenseiter – zum Elias'schen Konzept der Figuration

Die bereits erwähnten Studie von Anja Kittlitz (2012) „Andershörend“ zur lebensweltlichen Konstruktion des Schwerhörigseins und die der Studie „Unsere Welt ist visuell – über die Kultur der Gehörlosigkeit“ von Franziska Ehrhardt (2010) zeigen als übergeordnetes Ergebnis übereinstimmend und demnach - unabhängig vom jeweiligen medizinisch gemessenen Hörstatus -, dass die von Hörschädigung betroffenen Befragten sich in der hörenden Mehrheitsgesellschaft sehr oft in der Position des Außenseiters/der Außenseiterin erleben. Grund genug neben dieser qualitativ zentralen Erkenntnis, parallel zu fragen: Wie viele von Hörschädigung Betroffene haben in unserer gut hörenden Mehrheitsgesellschaft Erfahrungen mit dieser Position?

Das Problem bei allen Aussagen wie dem letzten Satz liegt darin, dass er eine normative Setzung enthält. Statistische Angaben orientieren sich an der normalitätsorientierten Norm des guten Hörens, die als Maßstab beziehungsweise als Referenzpunkt gesehen wird.

Hinzu kommt, dass es eine sehr hohe Dunkelziffer gibt und in erster Linie nur Schätzungen vorliegen, so die Angaben der Deutschen Gesellschaft der Hörgeschädigten. Nach den Angaben dieser Gesellschaft ist insgesamt von 14 –16 Millionen von einer Hörschädigung Betroffenen auszugehen. Anders gesagt, bei einer Gesamtbevölkerung von knapp 80 Millionen in Deutschland lebenden Menschen ist jede_r Fünfte davon betroffen; „davon sind ca. 80.000 gehörlos und weitere ca. 200.000 so hochgradig schwerhörig oder ertaubt, dass ihnen eine Verständigung allein über das Gehör auch mit Hilfe von Hörgeräten kaum möglich ist“ (vgl. ebd.).

Wir leben in einer alternden Gesellschaft, sodass davon ausgegangen werden kann, dass in Zukunft, also zwei bis drei Generationen weiter in 40 – 60 Jahren, und mit einem immer Mehr an Lärmbelastigungen, die zu Erkrankungen des Gehörs führen können, die Zahl der von Hörschädigung Betroffenen substantiell zunimmt.

Zeit, sich nun also dem theoretischen Konzept der Figuration zuzuwenden, welches vom transdisziplinären Menschenwissenschaftler und Soziologen Norbert Elias(1897 – 1990) entwickelt wurde. Näher auf seine spannende Biografie einzugehen, sprengt hier den Rahmen, daher nur der Hinweis, ein lang verkannter seiner Zeit voraus denkender Soziologe, der als Jude emigrieren musste und sich u.a. leidenschaftlich für Fußball interessierte als kollektives Gefüge, wie es in seinem Zusammenspiel funktioniert.

Unter dem von ihm und seinem Schüler und Kollegen John L. Scotson – aus einer empirischen Feldstudie über die Bewohner in einer kleinen Gemeinde Englands Ende der 1950er-Jahre – kreierten Begriff der **Figuration** ist ein Netzwerk von Individuen, die

durch interdependente, also wechselseitige, Beziehungen miteinander verflochten sind, zu verstehen. Auch deren Handlungen sind interdependent (vgl. Elias 1986: 143). Anders gesagt: Die Menschen sind aufeinander angewiesen und durch wechselseitige Abhängigkeitsbeziehungen durch alle gesellschaftlichen Ebenen hindurch miteinander verbunden. Das hat Norbert Elias anhand zweier Abbildungen veranschaulicht, die erste Abbildung, die ich Ihnen zeige, repräsentiert für ihn das egozentrierte Gesellschaftsbild: Im Zentrum steht das Ich – quasi als Kern -- umschlossen von einem Kreis, dem kleinsten. Dieser kleinste Kreis wird von weiteren konzentrischen Kreisen, die alle ebenso hermetisch abgeschlossen, umgeben. Der zweite Kreis steht für die Familie, der dritte für die Schule/ Ausbildung/Arbeit, der vierte für Industrie/Wirtschaft. Das Gesamtbild einer Gesellschaft besteht also aus konzentrischen Ringen.

Die zweite Abbildung zeigt Ihnen nun das Bild einer Gesellschaft, das aus kleinen Kreisen besteht, die durch kleine Pfeile miteinander verbunden sind. Die Kreise stehen für Menschen, die Pfeile für die wechselseitigen Beziehungsverflechtungen, die sie miteinander bilden. Von jedem Kreis gehen mehrere Pfeile in mehrere Richtungen zu anderen Kreisen, alle Kreise sind so miteinander in Verbindung (vgl. Elias 1986:13f.).

Menschen können gleichzeitig in verschiedene Typen von Figurationen eingebunden sein (z. B. Frauen – Männer, Studierende – Dozenten, Hörende – von Hörschädigung Betroffene) bzw. bilden diese mit. Mit dem Begriff der Figuration wird – wie auch im Konzept der Biografie – zum einen die dichotome Trennung zwischen Individuum hier und Gesellschaft dort aufgehoben. Zum anderen dient er als Modell, um langfristige soziale Prozesse zwischen Menschen und Gruppen von Menschen darzustellen.

Gegenstand und Ziel der Figurationsanalyse sind nicht einzelne Menschen, Individuen, sondern das Beziehungsgeflecht, das Individuen miteinander bilden. Wie sehen beispielsweise die Verflechtungen zwischen Hörenden und Andershörende, zwischen Hörenden und Gehörlosen aus, und wie sehen die quer liegende kommunikativen Verflechtungen zwischen diesen drei genannten Gruppen aus?

Figurationen, Muster von Interdependenzbeziehungen (vgl. Elias 1990: 14), sind gekennzeichnet von hin und her fließenden Machtbalancen, sie sind nicht statisch; vielmehr unterliegen sie einem ständigen Wandel. Die von Elias beschriebenen fluktuierenden Machtbalancen beruhen auf seinem Grundverständnis von Macht als einem relationalen Begriff (vgl. Elias 1986: 142). So gehört für ihn Macht als konstitutives Element zu jeder Beziehung zwischen Menschen unabdingbar dazu. Nach ihm können wir das Problem der Machtungleichheit und des Machtgefälles nicht einfach ignorieren und schon gar nicht umgehen. Fluktuierende Machtbalancen beinhalten Machtgefälle. Diese nennt Elias Machtdifferenziale, denn:

„Wir hängen von anderen ab, andere hängen von uns ab. Insofern als wir mehr von anderen abhängen als sie von uns, mehr auf andere angewiesen sind als sie auf uns, haben sie Macht über uns, ob wir nun durch nackte Gewalt von ihnen abhängig geworden sind oder durch unsere Liebe oder durch unser Bedürfnis, geliebt zu werden, durch unser Bedürfnis nach Geld, Gesundheit, Status, Karriere und Abwechslung“ (Elias 1986: 97).

Mit dem Konzept der Figuration wird deutlich: Alle Menschen richten sich an anderen Menschen aus, alle sind in irgendeiner Form aufeinander bezogen und aufeinander angewiesen. Alle Menschen können auf der einen Seite handeln, sind aber gleichzeitig auf der anderen Seite von den Handlungen anderer abhängig. Dabei sind nicht nur die direkten Kontakte, wie sie in den Netzwerken von Menschen zu finden sind, zu berücksichtigen, sondern auch die Verflechtungen über Handlungsketten mit unbekanntem Menschen.

Im Konzept der Figuration kommt also der Macht und den fluktuierenden Machtbalancen, die Machtdifferenziale hervorbringen, eine Schlüsselstellung zu, zu welcher die Soziodynamik von Stigmatisierung als in Figurationen häufig anzutreffende Struktureigenschaft hinzukommt. Elias/Scotson stellten in ihrer Studie nämlich fest, dass „Mitglieder einer Außenseitergruppe beschämt werden können, weil sie den Normen der höher stehenden Gruppe nicht gerecht werden, weil sie gemessen an diesen Normen anomisch sind“ (Elias/Scotson 1990).

Die Stigmatisierung wird also als „Waffe“ von denjenigen, die in der Figuration die Position der Etablierten bzw. der dominanten Mehrheit „bekleiden“, zur Diskriminierung derjenigen, die zu der als Außenseiter_innen deklarierten Minderheit gehören, eingesetzt. Diese Stigmatisierungen von Minderheiten dienen der Mehrheit dazu, ihr überhöhtes WIR-Ideal aufrechterhalten zu können, also ihre Identität zu sichern und den nicht dazugehörigen Außenseitern und Außenseiterinnen den Zugang zu bestimmten sozialen Positionen zu verwehren. Anders gesagt: Sie, die Etablierten, brauchen ein abwertendes SIE-Ideal von den Außenseiter_innen als korrespondierendes Muster.

Außenseiter_innen dienen also als Projektionsfläche kollektiver Fantasien der Etablierten. Verallgemeinert lässt sich auch sagen, dass sehr oft ihre Andersartigkeit, z. B. ihre körperliche Differenz, Hautfarbe oder ihr niedriger ökonomischer oder sozialer Status als Merkmale verobjektiviert und die Menschen nicht als Individuen gesehen werden.

Es stellt sich also die Frage, welche sozialen Bedingungen dafür verantwortlich sind, dass bestimmte Gruppen anderen Gruppen einen sie ausgrenzenden Stempel aufdrücken, um sich so selbst aufzuwerten, oder anders gefragt, wie diese zwei wechselseitigen Zuschreibungsprozesse zustande kommen und sich wechselseitig fortsetzen.

Soziologische Untersuchungen, die ohne diese Bestimmung und Erklärung von Machtverhältnissen, auch in ihren extremen Erscheinungsformen sowie deren Wandlungen, auskommen, bleiben nach Elias unvollständig (vgl. Elias 1990).

Neben der Masterkategorie „Behinderung“ ermöglicht das Konzept der Figuration, in einer machttheoretischen Perspektive die Beziehungsverflechtungen zwischen Hörenden – Hörgeschädigten zu untersuchen, was zu meinem begonnenen Forschungsvorhaben gehört.

Bei der biografischen Perspektive liegt der Fokus primär bei subjektiven Deutungen und Handlungsorientierungen, in denen sich die soziale Wirklichkeit der jeweiligen Gesellschaft wie in einem Brennglas spiegelt. Beim figurationstheoretischen Konzept hingegen kann auf die Interaktionsdynamiken, in welchen wir alle in unterschiedlichster Weise eingebunden sind, fokussiert werden.

Hörbehinderung, Ertaubung und Teilhabe nicht nur aus einer diskursanalytischen, kulturwissenschaftlichen, sondern auch aus dieser machttheoretischen Perspektive zu untersuchen, stellt in meinen Augen nicht nur eine sinnvolle Ergänzung dar, sondern kann auch zu einer weiteren Fundierung der Disability Studies als einer politischen Wissenschaft beitragen, die sich entlang der Masterkategorie – auch überkreuzt mit anderen Differenzkategorien – für Repräsentationen und Verhältnisse sozialer Ungleichheit interessiert.

6. Figurationen Hörende – Hörgeschädigte: Dilemmata und Chancen

Nun zum Schluss einige letzte Anmerkungen zu Figurationen zwischen Hörende – Hörgeschädigte, wie auch der Figuration zwischen Andershörenden und Gehörlosen, es handelt es dabei nicht um in sich homogene Gruppen. Die Analysen von Machtdynamiken dieser Beziehungsverflechtungen kann möglicherweise die von Kleyboldt (2003: 206 zit. nach Homann; Bruhn 2007: 6) aufgeworfene und meines Erachtens immer noch offene beziehungsweise sich immer wieder ergebende Frage, wer ist eigentlich kommunikationsbehindert im Sinne, wer hindert wen aus Außenseiter_innenpositionen in anerkanntere Positionen zu gelangen, beantworten.

Klar ist, dass diejenigen die eine gemeinsame Sprache und Kultur haben eher einen sozialen Zusammenhalt entwickeln können als diejenigen, die keine gemeinsame Basis finden, um zusammen sich gegen diskriminierende und stigmatisierende Handlungen der hörenden Mehrheitsgesellschaft zu wehren.

Dilemmata sehe ich darin, dass Menschen auf der Suche nach Orten, wo sie selbst gewählte Zugehörigkeiten leben können, zur Begründung und Wahrung ihrer Identität Andere ausschließen und ihre Positionen mit Herabsetzungen und Stigmatisierungen gegenüber denen, die sie als nicht dazu gehörig werten, versuchen zu halten.

Die hörende Mehrheitsgesellschaft wird ihre kommunikativen Routinen nicht in Frage gestellt wissen wollen, dazu gesellt sich die dominante Einstellung, die visuelle Welt mit ihren stillen Ausdrucksformen böte keine Fülle des Lebens. Für viele Menschen in der hörenden Mehrheitsgesellschaft ist die Lautsprache höherwertig.

Mögliche Chancen sehe ich hingegen im gegenwärtigen Erstarren der Gehörlosencommunity und in der wachsenden Zahl derer, die von Hörschädigung betroffen sind, die ihre „Behinderung“ so sichtbar gestalten, dass der Bedarf nach modisch-schicken Hörgeräten so sprunghaft steigt, wie die Zahl der Cochlea-Implantierten, ohne der damit einhergehenden und suggerierten technischen Illusion anheim zu fallen bzw. deren Wirkungen zu unterschätzen.

Gegen die Missachtung kommunikativer Alternativen wirksam vorzugehen, setzt meines Erachtens voraus, die Machtdynamiken, die in den kommunikativen Verständigungsprozessen liegen, grundagentheoretisch, kritisch und systematisch freizulegen.

Das Zeitalter kommunikativer Vielfalt oder anders ausgedrückt, eine Kultur der Achtsamkeit flächendeckend zu verbreiten, wird möglich wenn der kulturelle Mehrwert für Alle – empirisch belegt -- in die gesellschaftlich relevanten Diskurse eingespeist wird. So könnte dieses Wissen für künftige Generationen zu einer einvernehmlich geteilten Selbstverständlichkeit werden, optimistisch gehofft.

Teilhabe besteht wie Hören und Sprache aus vielen Dimensionen. Teilhabe setzt freie Zugänge zu den Orten kommunikativen Lebens in allen gesellschaftlichen Funktionssystemen voraus. Kommunikatives Leben impliziert eine barrierefreie Nutzung aller öffentlichen Dienste, Institutionen oder kultureller Einrichtungen.

Zusammengefasst ergeben sich für mich heute folgende Forderungen an die hörende Mehrheitsgesellschaft:

- Akzeptanz anderer Wahrnehmungs- und Kommunikationsformen jenseits der medizinischen Norm des guten Hörens und des Beherrschens der Lautsprache.
- Uns, die Expert_innen fragen, was wir jeweils brauchen und wie barrierefreie und gleichberechtigte Teilhabe zu gestalten ist; das bedeutet, zu berücksichtigen, dass die Gruppe von Hörschädigung Betroffener heterogene Bedarfe hat; vielen

nützen die gängigen Induktions- und Infrarotanlagen nicht, beziehungsweise gewährleisten diese noch keine gleichberechtigte Teilhabe.

- Potenziale von Menschen, die von Hörschädigung betroffen sind, berücksichtigen und würdigen statt sie zu unterschätzen; das impliziert das Wissen und die Akzeptanz, dass von Hörschädigung Betroffene nicht in demselben Tempo wie so genannte Normalhörende einer in Lautsprache geführten Kommunikation so folgen können und dass sie diese ebenso schnell mit eigenen Beiträgen fortführen und weitersteuern können.
- Voraussetzung: Kommunikative Orte für Alle für gemeinsame (Lern-)Erfahrungen
- Und auf den letzten Punkt gebracht: wir von Hörschädigung Betroffene sollten für eine Kommunikation und Kultur der Achtsamkeit stehen, die einen Mehrwert für Alle in sich birgt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

Literaturverzeichnis

Alheit, Peter (1995): Die Spaltung von Biographie und Gesellschaft. In: Fischer-Rosenthal, Wolfram/Alheit, Peter (Hg.): Biografien in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag. 87–115.

Dausien, Bettina (1996): Biografie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen: Donat (IBL - Forschung, Band 1).

Deutsche Gesellschaft der Hörgeschädigten e. V. (<http://www.schwerhoerigen-netz.de/DSB/AKTUELL/TERMINE/2013/2013-07A.pdf>, zuletzt abgerufen am 23.05.13)

Ehrhardt, Franziska (2010): Unsere Welt ist visuell. Über die Kultur der Gehörlosigkeit. Oldenburg: Paulo-Freire-Verlag (Lebenswelten, 4).

Elias, Norbert (1986): Was ist Soziologie? 8. Auflage. München: Juventa.

Elias, Norbert; Schröder, Michael; Scotson, John L. (1990): Etablierte und Außenseiter. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 1882).

Fischer, Wolfram/Kohli, Martin (1987): Biographieforschung. In: Voges, Wolfgang (Hg.): Methoden der Biografie- und Lebenslaufsforschung. Opladen: Leske und Budrich. 25–50.

Hermes, Gisela; Rohrmann Eckhard (Hg.) (2006): Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung. 1. Aufl. Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher (Materialien der AG SPAK, 187).

Homann, Jürgen; Bruhn Lars (76/2007): Disability Studies und Deaf Studies. Kohärenz, Interdependenz und Widersprüchlichkeiten zweier neuer Disziplinen. In: Das Zeichen – Zeitschrift für Sprache und Kultur Gehörloser (www.sign-lang.uni-hamburg.de/signum/zeichen/), 288-295.

Keller, Reiner (2001): Wissenssoziologische Diskursanalyse. In Keller, Reiner; Hirseland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöver, Willy (Hg.) Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Bd.1: Theorien und Methoden. Opladen: Leske und Budrich. 113-144.

Kittlitz, Anja (2012): Andershörend. Die lebensweltliche Konstruktion des Schwerhörigseins: ein Beitrag aus kulturwissenschaftlicher Sicht. München: Herbert Utz (Münchner ethnographische Schriften, 12).

Köbsell, Swantje (2012). In: Rathgeb, Kerstin (Hrsg.): Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen. 55-67.

Kraimer, Klaus (2000): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1459).

Lüke, Katja (2006): Von der Attraktivität „normal“ zu sein. Zur Identitätsarbeit körperbehinderter Menschen. In: Hermes, Gisela; Rohrmann Eckhard (Hg.) Nichts über uns – ohne uns! Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung. 1. Aufl. Neu-Ulm: AG-SPAK-Bücher (Materialien der AG SPAK, 187).128-139.

Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Krainer, Klaus (Hg.) Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. 58-156.

Rathgeb, K. (Hrsg.) (2012): Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen. Wiesbaden: VS - Verlag für Sozialwissenschaften.

Reichertz, Jo (2009): Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie und weshalb vermag sie das? 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Wissen, Kommunikation und Gesellschaft).

Waldschmidt, Anne (29/2005): Disability Studies: Individuelles, soziales und/oder kulturelles Modell von Behinderung? In: Psychologie und Gesellschaftskritik. 9–31. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-18770> zuletzt geprüft am 09.06.13.

Waldschmidt, Anne; Schneider, Werner (2007): Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Bielefeld: Transcript (Disability Studies, 1).